



Abend-

Zeitung.

170.

Sonnabend, am 17. Julius, 1815.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

### Der alte Pilgersmann.

Am Hügel sitzt ein Pilgersmann  
Der lieben Heimath nah,  
Er sieht im Sonnen-Untergang  
Zurück auf seinen langen Gang;  
Bald ist das Ende da.

Er denkt, wie er mit Lust und Müh'  
Durchstrebet vielen Raum,  
Bald Blumen fand auf Dornenpfad,  
Bald Sonnenschein nach Regenbad,  
Das denkt er wie im Traum.

Und schön, mit goldnem Rand umsäumt,  
Des Traumes Bilder sind;  
Die Freude und der bittere Harm  
Sie gehn im Bilde Arm in Arm,  
Und Wehmuth ist ihr Kind.

Die lachende Erinn'ung küßt  
Die müde Hoffnung wach;  
Denn, sieh', im Abendrothe blinkt,  
Weil jetzt die Sonne tiefer sinkt,  
Der Heimath Gipfeldach.

Da wird so wohl, da wird so weh  
Dem alten Pilgersmann;  
Mit Flügeln eilt sein Geist und Sinn  
Zum schönen Haus der Heimath hin,  
Den Füßen weit voran.

Doch noch ein letztes enges Thal  
Muß er bei Nacht durchgehn.  
Ihm ist sich zu verlieren bang,  
Denn, ach! das dunkle Thal ist lang,  
Der Ausgang nicht zu sehn.

Und sieh', ein Jüngling, hold und schön,  
Doch bleich an Wang' und Stirn,  
Eritt hin zum alten Pilgersmann  
Und bietet sich als Führer an,  
Weil sinkt des Tag's Gestirn.

Mit leisem Schauer nimmt der Greis  
Des Jünglings kalte Hand,  
Und folgt in's enge Thal hinein,  
Als schon der Dämm'ung letzter Schein  
Dem trüben Aug' entschwand.

Nur mutbig, alter Pilgersmann,  
Dich täuscht nicht dein Vertrauen!  
Der bleiche Jüngling führt dich gut,  
Bald in des neuen Morgens Gluth  
Sieh'st du der Heimath Au'n.

Aug. v. Blunroder.

### Märthchen.

(Fortsetzung.)

Bernhard begleitete mich schweigend und im Herzen gewiß mit mir trauernd heim, und eben erzählte ich seiner Mutter, nicht ohne Thränen, was sich begeben, als die Thür aufgerissen ward und ein hübscher, junger Matrose, ein mit Bast wohl verwahrtes Kistchen unterm Arme, hereinzog. Es war Tom, sehr herangeschossen, doch im Gesicht gleichfalls gebräunt. Er fiel mir immer wieder und wieder um den Hals, und mußte sich vor Freuden kaum zu fassen. Doch dauerte dieß nur so lange, bis er nach der Mutter fragte, und ich ihm von ihrem Tode Nachricht ertheilen mußte. Da brach der gute Junge in helle Thränen aus. „Ach, die gute Mutter!“ rief er immer: „warum mußte sie sterben, da ich fern war? Ich habe freilich mein Versprechen nicht



erfüllen, habe auch nur dieß mitbringen können! — er öffnete hiebei das Kistchen, und zeigte mir Muscheln, Vogelfedern, Steine, getrocknete Pflanzen, Schmetterlinge und andere Insecten — „Aber möcht' es immer seyn, wenn nur die Mutter noch lebte!“

Als er sich in etwas beruhigt hatte, suchte ich von ihm zu erfahren, wie es ihm und Heinrichen gegangen? Aber ich merkte bald, daß er mit der Sprache nicht heraus wollte. Er sagte nur im Allgemeinen, daß auch im Auslande nicht alles Gold sey, was glänze, daß ihm selbst bei weitem nicht Alles, was er gehofft, erfüllt worden sey, daß aber Heinrich allerdings eine große Erbschaft gethan habe. Das übrige werde ich ja wohl am besten von ihm selbst hören. Dann holte er auf's neue seine Naturalien herzu, wies und erklärte uns alles einzeln, und bedauerte nur stets von neuem, daß es nicht mehr, und nichts besseres sey; doch habe er jedesmal, wenn er dieß gesammelt und eingefangen, mit dem treuesten Herzen an mich und die Mutter gedacht.

Da Tom Lust bezeigte, bei uns zu bleiben, bereiteten wir ihm nach dem Abendessen in der Eil eine Schlafstelle, und er war in kurzem fest eingeschlafen. Ich selbst war äußerst beklommen, meine Freude über Heinrichs Zurückkunft nicht so, wie ich sie mir oft in süßen Träumen gedacht hatte; erst gegen Morgen fiel ich in einen unruhigen Schlummer.

Aber kaum war es völlig Tag, als ich mich auf's sauberste ankleidete, in der festen Erwartung, Heinrich werde nicht lange ausbleiben. Ein Glockenschlag nach dem andern verhallte; er kam nicht. So sehr mich das schmerzte, so überwand ich doch meinen kleinen Stolz, und bat Tom, mich zu ihm zu führen. Tom war dazu sozgleich bereitwillig, aber die Art, womit der gute Junge mir immer zusprach, die stille Freundlichkeit, womit er mich anlächelte, trugen nichts dazu bei, mein Herz zu erleichtern.

Wir gingen still neben einander durch die volkreichen Straßen. Mit hochklopfender Brust betrat ich den Gasthof, einen der vorzüglichsten der Stadt, und meine Beklommenheit ward noch um ein Großes gesteigert, weil ich, wenn mich meine Augen nicht ganz täuschten, Heinrichen am Fenster an der Seite eines vornehm gekleideten Frauenzimmers gewahr ward.

Ich hatte nicht geirrt. Als ich, von Unruhe getrieben, nach kurzem Anpochen die Thür öffnete, fand ich Heinrichen mit einer Dame beim Frühstück. Mein Erscheinen schien ihn in Verlegenheit zu setzen; doch betrachtete er mich lange und, wie mir vorkam, mit Wohlgefallen, bot mir höflich die Hand, und stellte mir seine Gesellschafterin als Miß Georgine, seine Freundin, seine Wohlthäterin, vor. Was er ihr von mir sagen mochte, wußte ich nicht, da sie Englisch mit einander sprachen.

Die Dame war dem Anscheine nach nahe an Dreißig, die Farbe ihrer Haut gelblich und, mit Ausnahme der Lippen, fast ohne Röthe, ihr Gesicht weder hübsch, noch häßlich, aber ihr Wuchs außerordentlich schön. Dabei verliehen ihr zwei Reihen blendendweißer Zähne und das reiche, glänzend-schwarze Haar eben so vielen Reiz, als die großen, höchst lebhaften schwarzen Augen etwas Herrschendes, fast Majestätisches. Laß ich recht in ihren sehr ausdrucksvollen Mienen, so lobte auch sie mein Aeußeres gegen Heinrichen, obwohl mit einer feinen, lauernden, und ihr doch recht wohl lassenden Reflexerei.

Da ihr Heinrich, wie ich deutlich merkte, unser eigentliches Verhältniß zu verbergen suchte, so mußte natürlich auch ich nur den Schein einer Jugendfreundin von ihm annehmen, und es konnte zwischen uns durchaus zu keiner Erklärung kommen. Wohl aber sagte mir Heinrich, da ich mich sehr bald beurlaubte, für den Nachmittag einen Besuch zu.

Ich fand Tom unten im Hause meiner wartend, und kaum war ich mit ihm wieder auf der Straße, als ich ihn über Georginen befragte. Ich erfuhr, daß sie Heinrich schon im Hause des amerikanischen Oheims vorgesunden, wo sie, nächst einem schon besjahrten, sehr gewandten Buchhalter, Alles gegolten. Sie habe erst feindselig gegen Heinrich geschienen, sich jedoch bald auf seine Seite gewendet. So sey es denn gekommen, daß, als der Oheim plötzlich verstorben, vermöge eines aufgefundenen Testaments, Heinrich und Georgine, mit Ausschluß des Buchhalters, der sich gleichfalls darauf Rechnung gemacht, die einzigen Erben worden wären. Mehr wollte oder konnte der gute Tom nicht sagen, aber er warnte und beschwor mich, Georginen, wenn sie sich auch noch so freundlich stelle, und dann gerade am wenigsten, zu trauen.

Gewiß, dieß Alles konnte wenig zu meiner Beruhigung beitragen. Indes, so eine wunderbare Aengstlichkeit mich befiel, als Heinrich des Nachmit-



tags sein Versprechen erfüllte, so erholte ich mich doch bald davon, als er mich mit unverkennbarem Entzücken betrachtete und dann mit feuriger Innigkeit umarmte. Er erzählte mir, er habe sich nun nach allen Umständen genauer erkundigt, habe erfahren, daß ich mich während seiner Abwesenheit immer redlich und anständig benommen; er versicherte, mich noch weit reizender zu finden, als er mich verlassen, ja, als er mich in seinen Träumen erblickt. Dann setzte er entschuldigend dazu, seine frühere scheinbare Kälte werde ja wohl durch meine jetzigen Verhältnisse gerechtfertigt, und so solle ich ihm nur fest vertrauen, gesetzt auch, daß ich mir sein äußeres Betragen nicht immer erklären könne.

Je länger er da blieb, je öfter er wieder kam, desto mehr schienen die frühern Zeiten zurückzukehren, desto mehr schien seine vorige Zärtlichkeit, und nur noch in verstärktem Grade, zu erwachen; sehr oft kostete es mich Mühe, seinen Liebesversicherungen selbst in Bernhards Gegenwart auszuweichen, um diesen, der jetzt wieder auffallend in sich gekehrt worden war, nicht noch tiefer zu kränken. Bernhards Mutter und Tom wollte es freilich nicht gefallen, daß Heinrich über die Zukunft nicht das mindeste äußerte; aber ich wußte ihn deshalb bei ihnen, wie bei mir selbst, mit tausenderlei Gründen zu entschuldigen.

Endlich überbrachte mir eines Morgens ein Aufwärter des Gasthofs eine mündliche Einladung, zu Heinrichen zu kommen, weil ein dringendes Geschäft ihn abhalte, mich zu besuchen. Ich ging ohne Bedenken, traf aber nicht ihn, sondern Georginen, welche mich auf das liebeichste empfing und halb durch Wien, halb durch gebrochene Worte bedeutete, ihn zu erwarten. Hegte ich gleich, durch Tom gegen sie eingenommen, anfänglich Mißtrauen, so konnte ich doch bald dem Zauber ihres ganzen Wesens nicht widerstehen, und bat ihr jeden Verdacht im Stillen ab. Sie schien von dem Allen nicht das Mindeste zu ahnen, behandelte mich ganz wie die klügere Freundin ein ihr wohl gefallendes Mädchen, und lud mich dann ein, mit ihr zu frühstücken.

Schon hatte ich den Choccoladen-Becher in der Hand und einige eingetunkte Bissen Biscuit gegessen, als Heinrich plötzlich eintrat, über meine Gegenwart verwundert schien, dann einen schrecklichen Blick auf Georginen warf, und mir schnell, mit einem krampfhaften Händedrucke, den Becher nahm.

Georginens Blick schien ein Blitz; sie holte tief Athem, ergriff mit zitternder Hand meinen Becher, als halte sie selbigen für den ihrigen, und trat damit an's Fenster.

Mir fiel dieß nur wenig auf. Heinrich beschäftigte sich sehr angelegentlich mit mir; beide sprachen auf Englisch dazwischen, jener zwar mit gemäßigttem Tone, doch mit feindseligen Blicken; es schien ihm daran gelegen, daß ich gehen solle, und er versprach mir, wie gewöhnlich, auf den Nachmittag einen Besuch.

Verstimmt, doch arglos, kam ich nach Hause. Ich empfand einige Uebelkeit, aber sie war bald wieder vergangen. Schnlich, wohl auch ein wenig neugierig, mir den Vorfall am heutigen Morgen erklären zu lassen, wartete ich auf Heinrichs Ankunft. Er kam nicht; ich ward immer unruhiger. Erst mit einbrechender Dämmerung brachte mir ein Unbekannter ein versiegeltes Zettelchen, und eilte wieder davon. Ich riß das Briefchen auf und fand nichts, als die von Heinrichen geschriebenen Worte: „Zeit und Umstände ändern Manches. Lebe wohl und vergiß mich! Vor zwei Stunden, wenn Du dieses empfängst, bin ich abgereiset.“

Ich war einer Ohnmacht nahe. Bernhards Mutter, und späterhin er selbst, redeten mir tröstend zu; ich sah Heinrichs Treulosigkeit vor Augen, und konnte sie doch noch nicht glauben. Tom brach endlich, nicht ohne Zorn und Drohungen, in die Worte aus: „Danke Gott, daß sich Heinrich noch zur rechten Zeit selbst entlarvt hat. Er ist schlecht; auch an mir hat er schlecht gehandelt; ich glaube nun Alles, ob ich schon nichts beweisen kann!“

Am folgenden Tage zog Bernhard nach Heinrichs und Georginens Abreise Erkundigung ein. Sie war sehr eilig vor sich gegangen. In der Stadt ging das Gerücht, es wäre gestern etwas aus dem Fenster des Gasthofs gegossen worden; zwei zahme Tauben des Wirths, welche die Brocken aufgelesen, wären in kurzer Zeit auf dem Hofe todt zur Erde gefallen — großer Gott! ich konnte an Georginens Abscheulichkeit nicht länger zweifeln; die armen Täubchen waren statt meiner als Opfer gefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die blasse Klara.

Man sieht auf Klara's zarten Wangen,  
Allein die Lilie noch prangen;  
Die Ros' entwich vom holden Sige  
Auf ihres Mannes Nasenspitze.  
Ch. L. Roa d.



## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Den 10. Julius, in der Stadt: *Maria Stuart*, von Schiller. *Elisabeth*, zweite Gastrolle von Mad. Schröder.

Das lang vergeblich ersehnte Stück, ohnstrittig das vollendeteste Theaterstück des großen Dichters, wurde uns endlich durch das Gastspiel der unvergleichlichen Schröder zu einem Festgenuß. Mad. Werdy hatte für diesmal die Rolle der *Stuart* übernommen und erwarb sich den gerechten Beifall des Publikums. Viel ist darüber gestritten worden, ob man in der Rolle der *Stuart* nicht eben so gut die Verbrecherin, als die Dulderin sehen müsse. Mad. Werdy gnügte durch ihr kunstreiches Spiel beiden Forderungen. Man sah in ihr die reise Künstlerin, der Schiller selbst einst diese Rolle zu spielen gelehrt hatte, und vermiste man auch im Einzelnen, wie z. B. in der lyrischen Stelle, wo sie aus dem Kerker in den Garten tritt, etwas von dem ätherischen Dufte und dem Schläge der gelöseten Psyche-Flügel, so gab sie doch die gekränkte Würde in der Vertheidigung gegen *Burleigh*, die stehende und losbrechende Königin und die tieferschütternde Abschiedsszene mit so viel Wahrheit und weiser Maßigung, daß sie auch neben einer Schröder ihre Stelle würdig einnahm und durch häufiges Beifallklatschen gerechte Anerkennung erhielt. Nur dürfte der schwarze Schleier, den Schiller aus guten Gründen vorschreibt, zuletzt durchaus nicht fehlen, und ist dieser da, so wird auch das einfache weiße Atlaskleid ohne Goldstickerei, bloß durch den reichen Gürtel und andre Juwelen gehoben, sich von selbst dazu einfinden. Auch mußte wohl Graf *Leicesters* Stellung gleich von Anfang so geordnet seyn, daß sie ihn nicht bis an's Proscenium vorzuführen braucht. Es muß hier alles genau nach der Vorschrift des Dichters gespielt werden. Nur dadurch wird alle Mißdeutung vermieden. In dem ganzen Zuspieler aller bei dieser Vorstellung bethätigten Schauvieler unserer Bühne that sich ein rühmliches Zusammenstreifen für eine Gesamtwirkung kund. Herr *Kanow*, als *Mortimer*, hatte da, wo es Kraft galt, schöne Momente.

Die höchstmögliche Täuschung zauberte uns Mad. Schröder als *Elisabeth*. Wir vergaßen bei ihrem Spiele oft, daß wir vor der Bühne standen. Sie war, wie noch jüngst von der gefeierten *Miß O'neil*, der jetzigen *Melpomene* der englischen Bühne, parodierend gesagt wurde: „every inch a Queen“, in jedem Zolle eine Königin. Unabhängig von jeder frühern Kunstüberlieferung, das ging auch aus ihrer *Elisabeth* hervor, schafft sie sich in eigener Kraft und Fantasiestärke, genährt durch historische Vorstudien — denn hier muß auch das Geschichtliche, Factische wohl in uns aufgenommen und verarbeitet seyn — und vertraut mit allen, auch den leisesten Andeutungen des Dichters, ein organisches Ganze, dem allenfalls hier und da noch etwas hinzugesagt, aber wahrlich nichts genommen werden mag. Wie klar wird uns durch ihre gehaltene Darstellung jede Intention des besonnenen, bis ins Kleinste motivirenden Dichters. Was schwerlich der Scholiastenwitz je auszuklügeln vermöchte; sie stellt es uns vor's Auge. Wie oft hat man sich über den Charakter, den Schiller der *Elisabeth* geben wollte, getäuscht, durch einzelne Phrasen irre geleitet. Das Ende aller lang fortgesetzten Heuchelei ist Selbstbetrug. *Elisabeth* ist durch die lange Gewöhnung eine so vollendete Staats- und Haus-Heuchlerin geworden, daß sie sich am Ende über sich selbst betrügt. Hohe, unerschütterliche Ruhe

im sichern Herrschergefühl und die bis zur Erstarrung crystallisirte, bald schroffere, bald glattere, Bezogenheit macht die Außenseite und giebt zugleich den Grundton ihrer Stimme und ihrer Gebärde. Und in diesem ruhig festen, unabwiegend zum Ziele hinschreitenden, oft fast aller Modulation entbehrenden, oft in dem, was die Franzosen *tons brisés* nennen, klanglosen Grundton geht es bis zu dem großen: „ich bin Königin von England!“ fort. Aber um so beredter und feuriger ist oft ihr Augen- und Mienenspiel. Hier allein bricht aus der abgeschlossenen, nicht selten bis zur Unbeweglichkeit in allen Theilen des Körpers concentrirten Ruhe die innere Blut in aufblühenden Flämmchen oder auch in ausstrahlenden Feuerfunken hervor. Wie lodert diese Flamme, als sie *Mortimer* mißt, umgarnt, ihm wohl gar von fern das Paradies ihres Besitzes ahnen läßt. Darum wird aber auch jedes Zucken der Hand, jedes leise Schütteln des Kopfes, jede Hebung des Fingers, der Schultern oder des fest eingesenkten Halses höchst bedeutend. Da wo solche Verstellungstiefe unergründlich waltet, da müssen, soll sie zur Erscheinung gebracht werden, doch in einzelnen Momenten deren Krusten springen. Das sind dann Rauchstöße, die uns, was innen gährt und lodert, verrätherisch andeuten. Aber schnell schwindet es, als habe nur ein Lüftchen die Oberfläche des tiefsten Wassergrundes gekräuselt. Es ist möglich und nach Beschreibungen, die wir davon haben, so gar erwiesen, daß die wahre *Elisabeth*, vor der *Shakespeare* spielte, viel, viel heftiger und in allen Bewegungen nach außen gewaltsamer gewesen ist. Allein dies alles hat unsere *Elisabeth* längst niedergekämpft. Nur wenn das Weib in der Königin auf's äußerste gereizt ist, tritt sie auf Augenblicke aus der Mensur. Da überläuft uns aber auch ein unheimliches Grauen und Zusammenschauern.

Wie viel ist nicht über die Unterredungsszene beider Königinnen commentirt und gedeutelt worden. Wie tragisch hoch stellt diesen, oft zur *Voisard*-Szene entadelten, Auftritt durch ihr Meisterpiel die Künstlerin. Schroff wie eine Klippe — so nennt sie *Maria* selbst — und mit einem furchtbaren Ansichkommenlassen steht sie da, wohin die geängstete Gegnerin ihren Bittsturm läßt. In Höllenfeuer geschmiedet und dann wieder in Eiswasser getaucht tritt das mit bitterm Hohn gesprochene: „es ist aus, *Lady Maria!*“ hervor. Und so geht's fort mit gehaltener Stimme, bis zu den Worten:

Es thut keinem euer — vierter Mann  
zu werden, denn ihr tödtet eure Freier,  
wie eure Männer.

Die gesperrten Worte murmelte sie gleichsam in sich hinein, sie schnell abstoßend. Es war so gut, als hätte sie gesagt: „Du bist eine schlechte Person! ich nehme mir die Mühe nicht!“ Ein gewaltiges Beifallklatschen zeigte der Künstlerin, daß es verstanden worden war. Gleich darauf kommt die berühmte Klippe des Anstoßes, wo die allgemeine Schönheit zur gemeinen für alle gestempelt wird. Ein geübter Kunstkenner, der über das Bühnenspiel in diesem Stücke neuerlich viel Treffendes erinnert hat\*), glaubt alles Anstößige dadurch beseitigt, daß er auch diese Worte, wie die nächstvorhergehenden, als an *Leicester* gerichtet annimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) S. Kunst und Natur, Blätter aus meinem Reisetagebuche, von A. Klingemann. II Bd. S. 149.